

Zum Tod des Theologen Heinrich Fink

Energie gegen das Abwinken

Von Hans-Dieter Schütt

Das Wort Gott antwortet auf eine Not. Wer von Gott spricht, erhebt etwas, das ihm fehlt, zu seinem Besitz. Was uns allen fehlt, ist die Fähigkeit, das Nichts positiv zu beantworten. Gegen das Nichts gibt es Kunst, Ideologien, Systeme. Eines davon ist Gott. Wer glaubt, nimmt eine Last aus Sehnsucht und Hoffen auf sich: Es wird. Und wer sich zur Theologie wendet, geht gar in die Art. Wird Illusionist höchsten Grades. Arbeitet ohne Netz, gegenstandslos, greift mit dem Wort Gott nach dem, was sich doch sofort wieder entzieht.

Muss man jetzt vom Jenseits reden und damit die heidnische Arroganz gegenüber der Religion anstacheln? Der Theologe Heinrich Fink hat Gott sehr diesseitig verstanden, als »Suche nach einem trigonometrischen Punkt, um irdische Verhältnisse vermessen zu können«. Dies sagte er an einem Sarg – bei der Beerdigung eines Dichters und Sängers. Gerhard Gundermann, Hoyerswerda 1998. Er zitierte ihn: »hier bin ich geboren/ so wie ins wasser fiel der stein/ hier hat mich mein gott verlorn/ und hier holt er mich wieder ein.«

Im Grunde bedeutet Christentum: Ein sauberes Leben geht vor reiner Lehre. Und Theologie? Ist Aufklärung als Selbstveränderung. Kants Gebot, die selbst verschuldete Unmündigkeit zu verlassen, ist kein Delegierungsprinzip. In solchem Geist hat Fink an der Berliner Humboldt-Universität studiert, beseelt von Heinrich Vogel, der Systematische Theologie lehrte und zum Motto erhoben hatte, die Atheisten »totzulieben«, eine Absage an den beidseitigen Militarismus im Kalten Krieg.

Heinrich Fink. Der Weinbauersohn aus Bessarabien, Jahrgang 1935. Die Schafzucht des Vaters vielleicht als winziges Zeichen des Traums, dass es auf dieser Erde und im Leben lammfromm zugehe. Ein Irrglaube. Umsiedlung, Unruhe, Ungewissheit – sie endet auf zehrender Flucht 1945 in Brandenburg. Mit zehn Jahren sitzt Fink erstmalig auf einer Schulbank. Der gebürtige »Reichsdeutsche«, im Kuppelgeschäft Stalins mit Hitler in den »germanischen« Westen zurückgeschubst, hatte den Stempel bekommen, der seelentief prägte: ein Fremder zu bleiben. Theologie wurde zur Insel. Und lebenslang währt fortan die Suche nach einem Selbstempfinden, das den neuen Staat erträgt, ohne ihn übertrieben mitzutragen.

Die Stationen: Aspirant, Dozent, ordentlicher Professor für Praktische



Ein sinnlicher Streiter gegen Lichtlosigkeit und Vergessen: Heinrich Fink (1935–2020)

Foto: ddp

Theologie; seine Habilitationarbeit untersuchte »Karl Barth und die Bewegung Freies Deutschland«. Zehn Jahre leitet er die Sektion Theologie an der Humboldt-Universität, wird Dekan der Theologen, im April 1990 erfolgt seine Wahl als erster frei bestimmter Rektor Unter den Linden. Im Konzil erhält er als einer von vier Kandidaten 72 Prozent der Delegiertenstimmen: Professoren, Studenten sowie wissenschaftliche, administrative und technische Mitarbeiter.

Die Publizistik des Theologen, immer wieder veröffentlicht auch in dieser Zeitung, offenbarte einen Bil-

dungswillen, der historisches Material als akuten Stoff behandelt. Über Nelly Sachs hat er geschrieben, die jüdische Dichterin; er rief die persönliche Begegnung mit ihr auf und ihre Verse: sinnende Klage, leiser Schrei, flehendes Eingedenken. »Nelly Sachs fragte sich: »Welt, wie kannst du deine Spiele weiter spielen/ und die Zeit betrügen/ Welt, man hat die kleinen Kinder wie Schmetterlinge,/ flügelnd in die Flammen geworfen ... Und Sonne und Mond sind weiter spazierengegangen/ zwei schieläugige Zeugen, die nichts gesehen haben.« Wa-

rum? fragte die Dichterin.« Diese Frage, immer eine Frage auch an Gott? Fink blieb im Antworten beim eigenen Einwirken aufs Irdische. Mit just diesem Glauben, der es aushalten muss, dass manche ihn überirdisch nennen. Weil er den Menschen nicht abschreibt.

Gundermanns Vers: »hier hat mich mein gott verlorn/ und hier holt er mich wieder ein«. Du bist geworfen, du bist irgendwann gerichtet, dann kommt G., wie Gott, wie Gundermann – und wie Goethe: Bist »gerettet«. Mit anderen Worten: Was dich einholt, ist das eine, was dich auf-

fängt, etwas anderes. Heinrich Fink wurde eines Tages eingeholt – von Leuten, die ausholten. Seine Rektorenschaft wuchs sich aus zu einem bitteren Kampf, in dem bestehende und zerrissene Stasiakten, Gerüchte und Gerichte, Zeugen und Zeugs, Beweise und Weismachungen einander überhäufte, sich über Haufen rannten. Unterm entschiedenen, dann wieder unentschiedenen Urteils- und Vorurteilgeschrei sollte der Wahrheit die Luft ausgehen: Da keimte ein neuer Typus Universität, ging Ostkompetenz ans Werk der Reform. Könnte jetzt jener Grundbestand an ethischen Vorgaben angelegt werden, den ein freundliches Gemeinwesen benötigt?

Dem Plan ging, wie den Herbstrevolutionären überhaupt, die Luft aus: Abwicklungen folgten, und jene Welle West kam, die alles säuberte, als sei Meister Propper Regierungsmitglied geworden. Fink, die Exempel-Gestalt: Im Januar 1992 wird er, angeblich ein IM, entlassen. Berliner Studenten waren für ihn auf der Straße gegangen, waren zur Marienkirche gezogen, wo sich die gewählten Bundestagsabgeordneten Gottes Segen holen wollten. Finanzminister Theo Waigel beschwerte sich bei Innenminister Wolfgang Schäuble über die Sicherheitsfahrer vor dem »Mob« gerettet.

Fink – 1998 für drei Jahre Bundestagsabgeordneter der PDS und ab 2003 elf Jahre Präsident der Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes – Bund der Antifaschisten – wirkte scheu, doch schwang in seiner Erscheinung konfliktwillige Klarheit mit. Er blieb beschämbar durch kalte Gesellschaftspraktiken, aber wenn er Verletzungen weglächelte, stand da immer auch ein Mensch, ins Gefühl gehoben, ein Getragener zu sein. Wenn man Fink erlebte, dem noch in großer Ernsthaftigkeit ein Gran Heiterkeit und eine untilgbare Spur Sanftheit beige-mischt blieb, so spürte man, wie sehr das Herz ein geiststuerndes Organ sein kann. Steuerung für den Gedanken, der Mensch möge ein Wesen sein, das sich selber mag: Hab weniger Angst, vor allem vor dir selbst. Es schien, sein Gesprächsblick habe Geduld mit dir, der du rasend schnell zurückrauschen würdest ins Geläufige. Religion als Abschottung gegen diese Lichtlosigkeit in den buntesten Farben. Es loderte von innen – das sah man dem Christenmenschen an – eine Energie gegen das allgemeine Abwinken in »liebeleeren Zeiten« (Christa Wolf). Nun starb Heinrich Fink, mit 85.

Tatort: Riesa

Tarifkonflikt bei Teigwaren

Von Sebastian Bähr

Seit Jahren gilt Sachsen als betrieblich mitbestimmungsfreie Zone und Billiglohnland. Die Tarifbindung der Beschäftigten liegt bei ungefähr 39 Prozent im Vergleich zu 70 in Nordrhein-Westfalen. Gewerkschaften haben es branchenübergreifend schwer, in Westdeutschland verdient man für dieselbe Arbeit nicht selten einige Hundert Euro mehr. Aber wenn der Freistaat in den Nachrichten auftaucht, dann eher wegen rechter Umtriebe als wegen Arbeitskämpfen. Immer öfter wollen sich Beschäftigte das aber nicht mehr bieten lassen. Sie begehren auf gegen die Zustände. Just im Juni fanden neue Warnstreiks in der Ernährungsindustrie statt. Arbeitsaussetzungen gab es bei Sonnländer Getränke in Rötha, im Frosta-Tiefkühlwerk Lommatsch, im Cargill-Ölwerk Riesa sowie bei Bautz'ner Senf. Ihr Vorbild: Die Mitarbeiter von Teigwaren Riesa.

Was in dem Nudelwerk mit seinen rund 180 Beschäftigten in der Kleinstadt links der Elbe in den vergangenen zwei Jahren geschehen ist, beeindruckte bundesweit Gewerkschafter und linke Aktivisten. Betriebsräte des Riesaer Unternehmens sprachen 2019 unter Applaus auf der »Un-

»Jammern konnten wir immer ganz gut, aber davon wurde ja nichts besser.«

Anja Reisky, stellvertretende Betriebsratsvorsitzende

teilbar«-Demonstration in Dresden und auf der linksgewerkschaftlichen Konferenz der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Braunschweig. Der Arbeitskämpf der Nudelwerker macht auch vielen Menschen in der Region neuen Mut. Aufbruch Ost wurde zu mehr als einer Parole. Umso schöner ist es, dass sich nun ein jüngst veröffentlichtes Büchlein der zuständigen Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten (NGG) ausführlich mit den Organisationsbemühungen und den Streiks in der »Nudelbude« auseinandersetzt.

Mitarbeiter, Betriebsräte und Gewerkschafter beschreiben, wie die Belegschaft in einem mühevollen Ringen zentrale Meilensteine wie die Einsetzung eines Betriebsrates und einen Tarifvertrag erkämpfen konnte. Sie zeigen auf, wie der gewerkschaftliche Organisationsgrad von sechs Prozent im März 2018 auf nunmehr 85 Prozent anwuchs. Zeittafeln, Fotos sowie Protest- und Solidaritätsbilder runden die spannenden Texte ab. Man bekommt einen guten Eindruck von den Herausforderungen, einen Arbeitskämpf zu meistern, aber auch von den Zweifeln und Sorgen derjenigen, die etwas verändern wollen. Und man kann lernen, dass konkretes Handeln nützlicher ist als abstrakte Solidaritätsaufrufe. »Jammern konnten wir immer ganz gut, aber davon wurde ja nichts besser«, berichtet die stellvertretende Betriebsratsvorsitzende Anja Reisky. »Durch die Streiks sind wir zusammengerückt«, ergänzt die Betriebsrätin Carola Werner. Doch nicht nur die Belegschaft hat sich durch die Kämpfe verändert. »Das alles hat auch bei uns einen Lernprozess bewirkt«, sagt NGG-Gewerkschaftssekretär Thomas Lißner. Das Büchlein ist nicht nur Protokoll eines der spannendsten Arbeitskämpfe der jüngsten Zeit in Ostdeutschland. Es ist auch eine Anleitung für alle anderen, die dem Beispiel der Nudelwerker aus Riesa folgen wollen.

Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten (Hg.): Man darf sich nicht ergeben! Eigenverlag, 56 S., geb., kostenlos online zu bestellen: Region.Dresden-Chemnitz@ngg.net

Es bröckelt in Buenos Aires: Der Dokumentarfilm »Risse im Patriarchat« porträtiert den queeren Kampf

»Ein Kampf ist nicht wichtiger als der andere«

Von Isabella Caldart

Argentinien, vor allem die Hauptstadt Buenos Aires, gilt als LGBTQ-Hotspot – nicht nur im Vergleich mit anderen lateinamerikanischen Ländern, sondern weltweit. Im aktuellen »Gay Travel Index« des schwulen Reiseanbieters Spartacus World, der unter anderem die Gesetzeslage bewertet und die Mordrate an queeren Personen einbezieht, belegt das Land Platz 5, noch vor Deutschland, Dänemark und Neuseeland. Als erstes südamerikanisches Land führte Argentinien 2010 die Ehe für alle ein; 2015 wurden erstmals offiziell drei Elternteile, ein lesbisches Paar und der Samenspender, anerkannt. Also alles in Butter in Argentinien?

Ganz so rosig, wie es klingt, ist der argentinische Alltag jedoch nicht. Und vor allem: Die Gesetzesänderungen durchzubeugen war ein langer Kampf. Die Dokumentation »Risse im Patriarchat« beleuchtet genau diese beiden Aspekte: den Weg zu mehr Gleichheit und die Probleme, mit denen die LGBTQ-Szene in Argentinien mit Fokus auf die Hauptstadt Buenos Aires immer noch zu kämpfen hat. Gedreht wurde sie von Cagdas Celtikli

von der Hochschule für Gestaltung Offenbach und Kai Münch, der Soziologie studiert und zwei Jahre in Buenos Aires gelebt hat.

Für den Dokumentarfilm haben Celtikli und Münch sieben Protagonist*innen der LGBTQ-Bewegung Argentinien gefilmt, die alle vor allem eines betonen: die Notwendigkeit, Aktivismus intersektional zu verstehen. Zu den interviewten Personen gehören unter anderem Alba Rueda von Mujeres Trans Argentina, einer 2014 gegründeten Organisation für trans Frauen, Carlos Álvarez Nazareno von der Agrupación Xango, die sich für die Sichtbarkeit schwarzer Personen in Argentinien einsetzt, und María Alicia Gutiérrez, Dozentin für Gender Studies an der Universität von Buenos Aires, die auf einer Demonstration für die Legalisierung von Abtreibung mit der Kamera begleitet wurde. Sie alle verhandeln die unterschiedlichen Formen des Aktivismus und die Bedeutung von Kunst und Kultur als Teil dieses Kampfes, um auf eine offenere Gesellschaft hinzuwirken – und betonen, dass der Kampf immer auch antikapitalistisch sein muss.

Bei all dem Ernst, der dem Streben zugrunde liegt, kann dieser Protest je-

doch auch einfallreich sein. Als etwa im wohlhabenden Viertel Recoleta in der argentinischen Hauptstadt zwei Frauen einer Bar verwiesen wurden, weil sie sich geküsst hatten, trafen sich daraufhin zahlreiche Aktivistinnen, um sich vor dem Eingang der Kneipe demonstrativ zu küssen. »Ich denke, diese Aktion hat eine unfaire, diskriminierende Tat in etwas Positives verwandelt«, beschreibt Constance Majdalani vom queeren Kulturzentrum Feliza die Szene.

»Grietas en el Patriarcado«, so der Originaltitel, lässt wichtige Figuren der LGBTQ-Bewegung Argentinien zu Wort kommen. Doch die Dokumentation bleibt dabei leider etwas statisch. Schnitte kennt der Film wenige, und in den sehr langen Interviewsequenzen wird die Kameraperspektive nicht gewechselt. Auch die überschaubare Anzahl eingeblendeter Foto- und Videoaufnahmen gibt nur einen Teil der aktuellen Bewegung wieder, ohne beispielsweise Bilder der ersten Pride-Märsche Argentinien zu zeigen. Neben den konkreten Gesetzgebungen, die zwar erwähnt werden, fehlt dennoch eine spezifisch argentinische Perspektive: Welche Auswirkungen hatte die Militärdiktatur von 1976 bis 1983? Wel-

che politischen Veränderungen gab es unter der peronistischen Präsidentin Cristina Kirchner im Vergleich zum konservativen Staatschef Mauricio Macri, der sie 2015 ablöste?

Die Dokumentation liefert eine gute Basis, um die Bedeutung von Intersektionalität im Kampf gegen das Patriarchat zu begreifen und für den Diskurs zu schulen, und gibt zudem erste Einblicke, warum Argentinien trotz einiger Rückschläge und des nicht immer einfachen Alltags zu einem progressiven Land für queere Personen geworden ist.

»Risse im Patriarchat« lädt also ein, sich weiter zu informieren. Wer mit dem Thema jedoch schon vertrauter ist, dem könnten einige Facetten des argentinischen Aktivismus zu kurz kommen. Das mag aber auch weniger das Anliegen des Filmes sein – er ist eher ein Aufruf dafür, sich für eine Welt fern von Homo- und Transfeindlichkeit und Rassismus einzusetzen und dabei keine der sozialen Minderheiten aus dem Blick zu lassen. Oder, um es mit den Worten von María Alicia Gutiérrez zu sagen: »Diese Kämpfe betreffen die Gesellschaft als Ganzes. Ein Kampf ist nicht wichtiger als der andere. Ich glaube, dass jeder von uns diese Auseinandersetzung von

dem Raum aus führen muss, in dem wir unser tägliches Leben führen.«

Premiere feiert die Dokumentation auf dem Filmfestival »Outfest Peru«, das seit 2004 in Lima organisiert wird. Der Film ist dort in bester Gesellschaft: Unter anderem werden auch die Dokumentation »Lemebel« über den schwulen chilenischen Schriftsteller Pedro Lemebel gezeigt, die bereits auf der diesjährigen Berlinale zu sehen war, und »El puto inolvidable«, der Film über Carlos Jáuregui, den argentinischen LGBTQ-Aktivist der ersten Stunde. Das Festival findet dieses Jahr – klar – online statt.

Die unermüdlige Arbeit der Protagonist*innen in »Risse im Patriarchat« und ihren Organisationen trägt in Argentinien übrigens bereits weitere Früchte: Seit März moderiert mit Diana Zurco erstmals eine trans Frau eine Nachrichtensendung des ältesten und wichtigsten staatlichen Fernsehsenders Televisión Pública – und das zur Primetime. Es ist ein weiterer Schritt auf dem langen Weg Argentinien zu einer gerechteren Gesellschaft frei von Diskriminierung.

»Risse im Patriarchat« auf dem »Outfest Peru« am 3. und 5. Juli unter: www.outfesteru.com